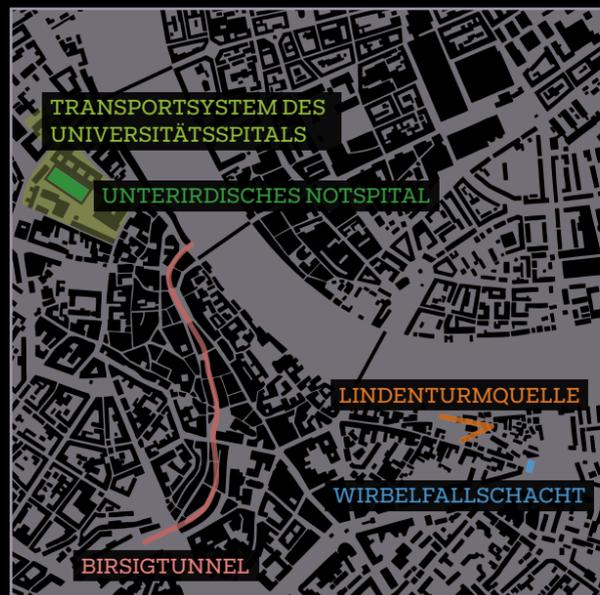


# Die Unterwelt

Eine Stadt kann nicht funktionieren ohne Unterbau. Wir zeigen anhand von Basel, was sich alles in der Tiefe verbirgt.

TEXT: YAËL DEBELLE; FOTOS: HANNA JARAY UND PASCAL MORA



## LINDENTURMQUELLE

### Im Reich der Wassergeister

Es plätschert und blubbert unaufhörlich, mal leise, mal laut, in allen Tonlagen. Die alte Lindenturmquelle in Basel ist ein friedlicher und mystischer Ort. Kein Geräusch und kein Licht dringt von aussen in das unterirdische Gewölbe, nur der Schein von Werner Betz' Laterne lässt die alten Gemäuer erahnen. Der 90-jährige Hobbyhistoriker hat den Schlüssel zur Quelle im St.-Alban-Quartier. «Ich bin da so reingelatscht», erklärt er lapidar. Seit 25 Jahren erforscht er die Geschichte der Quelle, seine Erkenntnisse hat er fein säuberlich mit der Schreibmaschine festgehalten.

Werner Betz hat die Gummistiefel angezogen und watet durchs Wasser, er kennt hier jeden Winkel – und zu jedem Winkel eine Anekdote von anno dazumal. Die Brunnenquelle unter dem Lindenturm sei schon im Mittelalter gefasst worden, 1837 bis 1839 sei dann der 140 Meter lange Stollen gebaut worden, der hier tief unter die Erde führt. Alle paar Meter quillt ein weiteres Rinnsal aus der Mauer, 13 Quellen sind es, die hier in den Stollen fließen. Seit Jahrzehnten trinkt niemand mehr ihr Wasser – heute kühlt es nur noch die Füsse im Kneippbecken vor der Quelle.





UNI-NOTSPITAL

## Im Reich des Kalten Krieges

«Wenn oben eine Bombe explodiert, würde man es unten höchstens rumpeln hören», sagt Richard Birrer. Im fünften Untergeschoss des Unispitals Basel versteckt sich eine sogenannte Geschützte Operationsstelle (GOPS). Birrer ist dafür zuständig. Im Kriegsfall, bei einem atomaren Super-GAU oder nach einem Erdbeben sollen hier unten in einem Notspital Patienten versorgt werden. Über 800 Betten gibt es, sechs Operationsstellen, einen Röntgenraum, eine Apotheke. 50 Panzertüren schützen den Bereich. Die Anlage wurde 1981 errichtet, als der Kalte Krieg noch in allen Köpfen war. Lange war die GOPS komplett luftdicht, damit weder Gift noch Radioaktivität eindringen konnte. Später wurde ein Lift eingebaut, seither ist sie nicht mehr luftdicht. Heute ist sie inaktiv. Für Nostalgiker ist die GOPS aber ein Juwel. Sie ist nämlich auch Abstellkammer für allerlei Kuriositäten der Medizin-



geschichte. Dutzende alte Geräte warten hier auf eine definitive Bleibe: eine eiserne Lunge, die erste Beatmungsmaschine, ein EKG-Gerät aus den zwanziger Jahren und riesige hölzerne Rollstühle. Für die Telefonzentrale mit Wählscheiben und Kläppli zum Stecken «bräuchte man ein Telefonfräulein», wie Birrer sagt, weil niemand mehr wisse, wie sie funktioniert. Er glaube nicht an das Konzept der GOPS, sagt der Mann, der sich um sie kümmern muss. Sie funktioniert technisch gut, aber hier unten drehe man doch durch. Ohne Tageslicht und Luft, völlig abgeschottet von der Aussenwelt und den Angehörigen – da seien Verletzungen wohl das kleinste Problem. Psychiater brauche es dann. «Besser als Sterben ist es vielleicht», sagt Birrer. Aber die GOPS ergebe heute keinen Sinn mehr. In rund zwei Jahren wird sie verschwinden – an ihrer Stelle sollen 200 zusätzliche Parkplätze gebaut werden.



## UNISPITAL

### Im Reich der Roboter

Im zweiten Untergeschoss des Basler Unispitals gibt es sechs Bahnhöfe. Sogenannte fahrerlose Fahrzeuge bringen schmutziges Geschirr vom Klinikum 1 zum Küchenbahnhof oder frische Wäsche vom Wäschebahnhof zum Kinderspital. Sie sind programmiert und fahren genau nach Fahrplan. 2,5 Kilometer unterirdische Strassen haben sie zur Verfügung. An der Decke verlaufen die Rohre der «Blutpost». Wenn Ärzte oder Pflegende Blut entnehmen, stecken sie die Proben in die Rohrpost. Sie werden mittels Unterdruck angesaugt und über eine Art Rangierbahnhof mit Überdruck zu den Labors geblasen. Im Reich der fahrerlosen Fahrzeuge kurven auch Menschen herum, auf Trottinetten, Skateboards und Velos. Sie schauen zum Rechten und beheben Schäden – immer aufmerksam, damit sie nicht mit einem Roboterfahrzeug kollidieren, das jederzeit um die Ecke kommen könnte. Ampeln, Barrieren und Verkehrsschilder leiten sie – ein grosser Verkehrsarten für Roboter und Menschen.



## BIRSIGTUNNEL

### Im Reich der Sprayer

Ein Flüsschen, das durch die Stadt mäandert – das klingt romantisch. Doch der Birsig war jahrhundertlang eine stinkende Kloake. Die Aborte der Häuser am Bach mündeten direkt ins Wasser. Schlachtabfälle, Unrat und Fäkalien aus der Umgebung wurden hineingeleitet. Ratten suchten darin nach Fressbarem. Immer wieder grassierten Typhus und Cholera, der Birsig half dabei kräftig mit. Also beschloss die Regierung, den Fluss unter den Boden zu verbannen. In drei Etappen wurde er kanalisiert und überwölbt, die letzte Strecke 1948. Seither fliesst er durch einen 1,2 Kilometer langen Tunnel. Für die Öffentlichkeit ist er gesperrt, es gibt aber Führungen. Die vielen Sprayer an den Wänden zeugen davon, dass es

auch illegale Eindringlinge gibt. Gegen eine Kanalisation haben sich die Basler Bürger übrigens lange gewehrt. Als die Regierung 1875 Kanalisationsanschlüsse für alle Häuser einführen wollte, gab es ein Referendum, wie der Historiker Georg Kreis in seinem Buch zur Geschichte des Tiefbauamts Basel-Stadt schreibt. Das sei ein Eingriff ins Privateigentum und bedeute ganz unnötige Ausgaben für die Hausbesitzer, monierte das Nein-Komitee. Die Kanalisation wurde mit überwältigender Mehrheit abgelehnt. Trotzdem wurden nach und nach Dolen und Rohre installiert. Bis 1980 flossen aber noch sämtliche Abwässer ungeklärt in den Rhein. Die erste Kläranlage wurde 1982 eingeweiht.

### Beobachter online

Bombensichere Operationsäle, Frischwasserquellen und riesige Hallen: Entdecken Sie in unserer Multimedia-reportage die Basler Unterwelt. Im Internet unter [beobachter.ch/unterwelt](http://beobachter.ch/unterwelt)



## KANALISATION

### Im Reich der Ratten

Wenn es Männer wie Jürg Amatter nicht gäbe, würden wir buchstäblich in der Scheisse hocken. Denn sie sorgen dafür, dass Fäkalien und Urin, Binden und Tampons, Ratten und Kakerlaken unsere Augen und Nasen nicht belästigen. Seit 20 Jahren arbeitet Amatter in der Basler Kanalisation. «Egal, wo ich oben durchfahre, ich weiss immer, wie es unten drunter aussieht.»

Amatter steigt in die Unterwelt ab. Unter dem St.-Alban-Tor befindet sich ein riesiger Wirbelfallschacht. Hier muss das Abwasser zwölf Meter tiefer gelangen und wird bei hohem Wasserpegel in grossen Wirbeln hinuntergeleitet, damit die Wucht des Aufpralls den Beton nicht zerstört.

Das Bauwerk ist gross wie ein Einfamilienhaus. Es ist feucht und düster hier, alles ist glitschig, und es stinkt. Die braungrüne Brühe stürzt in ein Loch. Darüber sind drei Stahlstangen montiert. Daran hängt WC-Papier, drapiert wie auf einer unappetitlichen Wäscheleine. «Die Stangen sind da, damit man noch eine letzte Chance hätte, sich festzuhalten, falls einer mal reinfällt.» Würde man wirklich im Wirbel landen, wäre wohl

Sense, sagt Amatter. Er selbst ist zum Glück ein Hüne und passt nicht rein. Alles hier wird regelmässig per Kamera untersucht und auf Schäden überprüft. Grössere Kanäle filmen die Männer des Tiefbauamts mit der Handkamera, kleinere mittels ferngesteuerter Roboter. Ein- bis dreimal jährlich werden Ratten vergiftet und Kakerlaken vergast, damit sie nicht überhandnehmen.

360 Kilometer lang ist das Basler Abwassernetz, ein Drittel davon ist begehbar. Zwei Milliarden Franken ist das System wert, schätzt das Tiefbauamt. Die Bevölkerung scheint den Aufwand nicht zu würdigen. «Unsere Männer werden oft angefeindet», sagt Betriebs-



leiter Norbert Wüllner. In der Öffentlichkeit würden oft nur die Männer wahrgenommen, die oben am Schacht stehen. Man unterstelle ihnen, faul zu sein. Diejenigen im Untergrund bleiben unsichtbar. «Dabei braucht es oben immer einen, der den offenen Schacht bewacht, das Wetter im Auge behält und kontrolliert, ob unten alles in Ordnung ist.» Sicherheit wird grossgeschrieben im Tiefbauamt, denn plötzliches Hochwasser und giftige Dämpfe könnten lebensgefährlich sein.

Seit 20 Jahren gab es keinen ernsthaften Unfall in der Kanalisation, abgesehen von einer Junkiespritze im Fuss eines Kollegen. Seither haben die Männer stichfeste Stiefel.

«Aber ich bin auch schon ausgerutscht und in der Sauce gelandet», sagt Amatter. Neue Mitarbeiter seien am Anfang oft krank, wegen der vielen Keime. Amatter selbst ist mittlerweile nahezu resistent. Manchmal leidet sein Rücken, wenn er auf einer Art Rollbrett durch ein Rohr kriechen muss. Amatter mag seinen Job trotzdem. «Es klingt vielleicht komisch, aber die Kanalisation ist mir ans Herz gewachsen.»

